



Das Waldstück am Ort des ehemaligen Dorfes Bykivnia bei Kiew ist die größte Nekropole in der Ukraine, hier wurden bis zu hunderttausend Tote vergraben.

Foto Tomasz Kizny

## Was das Schweigen der Bäume mir erzählt

Nekropolen des Großen Terrors: Der polnische Fotograf Tomasz Kizny dokumentierte Hinrichtungsorte der sowjetischen Säuberungen von 1937–1938. Eine Potsdamer Ausstellung zeigt seinen Bildessay.

Die Stimme des Vorlesers verfolgt den Besucher, egal, wo er steht in der Ausstellung „Der Große Terror 1937–1938 in der Sowjetunion“. Mal sind die Einzelheiten deutlich zu hören, dann wird die Stimme zu einem Raunen im Hintergrund. Erst wird ein Name genannt, dann Geburt wann und wo, Beruf, Wohnort und so gleich der Grund für die Verhaftung, das Urteil und schließlich: „Erschossen am ...“ Es ist eine Totenklage ohne Anfang und Ende, die einen ungeheuerlichen Massenmord aufruft, angeordnet von der Sowjetregierung im Sommer 1937, begangen am eigenen Volk in nur anderthalb Jahren. Ein knapper Text neben der schwarz ausgekleideten Kammer, in der die Namen verlesen werden, unterrichtet uns, dass wir, sollten alle Ermordeten genannt werden, anderthalb Jahre lang zuhören müssten.

Per Genickschuss wurden in diesen Monaten 750 000 Menschen getötet, sie wurden heimlich abgeurteilt, heimlich erschossen und anonym verscharrt in Mas-

sengräbern, von denen bis heute nicht alle bekannt sind. Bekannt sind aus dieser Sowjetzeit allenfalls die sogenannten Moskauer Schauprozesse gegen führende Bolschewiken. Doch der Terror traf insgesamt anderthalb Millionen Menschen, also einen von hundert Sowjetbürgern. Hunderttausende wurden zudem in den Gulag deportiert, den nur jeder achte überlebte; die meisten starben schon in den ersten der zehn verordneten Strafjahre. Es war nicht die erste und nicht die letzte Terrorwelle im sowjetischen Imperium, aber eine der grausamsten.

Wie lebt die russische Gesellschaft mit dieser unbearbeiteten Schuld, die weder Henker beim Namen nennt noch ihre Millionen Opfer? Ist das alles ohne öffentlichen Trost, ohne Scham, ohne Trauerriale zu verkraften? Eine Basis für gute Nachbarschaft ist es jedenfalls nicht. Eher gibt es Anlass zur begründeten Sorge angesichts Russlands aktueller imperialer Phantasien in Ländern wie Litauen, Estland, Finnland, Polen oder der Ukraine, die Hunderttausende Terroropfer beklagen.

Der polnische Fotograf Tomasz Kizny hat aus seinen Recherchen in Moskauer Archiven und seinen Reisen an die Orte der Verbrechen in Russland, der Ukraine und in Weißrussland einen großen Bildessay gestaltet, der jetzt in Teilen im Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte zu sehen ist. Die „Nekropolen des Terrors“ sind das zweite große Projekt Kiznys zum Staatsterror in der Sowjetunion. Bereits 2003 erregte sein exemplarischer Bildband „Gulag“ Aufsehen. Wie damals verbindet der Fotograf und Publizist seine eigene Spurensuche mit künstlerisch verarbeiteten Dokumenten, bedrückenden Zeugnissen eines Menschenvernichtungsapparates, der millionenfachen Mord zu verantworten hat.

Mit seinen Porträts und knappen biographischen Daten holt Kizny einige der Opfer aus der verordneten Anonymität. Seine Bilder von den Todesfeldern – viele bis heute ohne Hinweise darauf, was dort geschah – sind eine Anklage gegen eine „Verurteilung zur damnatio memoriae“, die nicht nur Menschen, sondern sogar jede Erinnerung an sie auszulöschen versucht.

Die Vorlagen für Kiznys Porträts sind den Strafakten zu den Geheimoperationen entnommen; angefertigt von den Fotografen des NKWD, die eilig und routiniert rund um die Uhr arbeiteten, denn ihre Dokumente waren Voraussetzung für eine vorschriftsmäßige Exekution. In Kiznys Bearbeitung sind diese NKWD-Fotos zu erschütternden Ikonen des Entsetzens, der Resignation und Verzweiflung geworden. Kizny erinnern sie an Totenmasken, letzte Zeugnisse so vieler individueller Leben.

Es konnte jeden treffen, die Entscheidung, wer zum „Volksfeind“ wurde, fiel in geheimen Hinterstuben, und sie folgte einem akribischen Plan: Jede Region hatte ihr Blutsoll zu erfüllen. Viele der Verurteilten tragen noch ihre Arbeitskleidung, es sind Fabrikarbeiter darunter, sogar sehr viele, und einfache Bauern, Intelligenzler und Geistliche, Parteifunktionäre und hohe Militärs. Schriftsteller wie der bekannte Futurist Sergej Tretjakow oder Wissenschaftler wie der geniale Flugzeugkonstrukteur Konstantin Kalinin. Unbekannte wie der Knecht Alexei I. Sakljakow aus dem Dorf Sarudnja oder die polnische Übersetzerin Evgenja Bielina oder die aus China stammende, zwanzigjährige Sekretärin Raissa Botschlen, die gemeinsam mit Vater und Bruder verhaftet und ermordet wurde.

Die grotesken Anklagen ähnelten sich bis auf wenige Nuancen, was zum perfi-

den Plan gehörte, eine gigantische Verschwörung gegen die vermeintliche Arbeiterdiktatur zu behaupten. Gefällt wurden die Urteile durch geheime Standgerichte, „Troika“ genannt, deren blutige Spuren das Riesenland von der Ostsee bis zum Pazifik durchzogen. Die Troikas wüteten in Moskau genauso wie in Duschanbe, in Saratow und Kiew, Leningrad, Odessa, Nowosibirsk, Baku und Hunderten anderen Städten. Es wurden Sowjetbürger ermordet und Zehntausende ausländischer Kommunisten, meist kamen die Henker nachts in die Todeszellen oder zu den Exekutionsgräben. Alles geschah vermeintlich geheim, was jedoch kaum vorstellbar ist. Doch die Hinterbehalten wussten oft bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion, manchmal bis heute nicht, was mit ihren Lieben geschah. Viele der Massengräber, die Tomasz Kizny gefunden und aufgesucht hat, sind heute Orte des Alltags – unheimlich nur dem, der um das Grauen weiß, das sie verbergen.

Man hat Autobahnen über die Hinrichtungsorte gebaut, gesichtslose Plattensiedlungen errichtet, sie wurden aber auch in dichten Wäldern gefunden oder dort, wo sie von Stauseen bedeckt werden. In Potsdam zeigt Kizny vierzig dieser Mordfelder – ein Archipel des anonymen Todes, den großartig zu nennen sich verbietet. Aber es sind überwältigende Bilder, denen sich niemand entziehen kann. Manchmal entdeckt man in diesen stillen Landschaften, zwischen unnatürlich geraden Reihen der Kiefern, ein Zeichen; angebracht von Hinterbliebenen, die Kinder waren, als man die Eltern, den Bruder, die Großeltern verschleppte. Kleine Signale, dass doch nichts vergessen ist. REGINA MÖNCH

**Der Große Terror.** Im Kutschstall, Am Neuen Markt 9, Potsdam; bis zum 19. April. Ein zweisprachiges Begleitbuch mit 65 Abbildungen kostet fünf Euro.

## Wer den Handstand im Wind turnt

Die Lyrik eines halben Jahrhunderts: Eine Erinnerung an den Dichter Karl Krolow / Von Kurt Drawert

Das letzte Bild, das sich mir in Zusammenhang mit Karl Krolows Tod am 21. Juni 1999 ins Gedächtnis eingebrannt hat, ist eine mit Tinte beschriftete Serviette, die auf dem Tisch liegen blieb, an dem er wie jeden Tag saß, um zu Mittag zu essen. Die Worte auf dem Grund des Papiers waren zerlaufen. Nun würde ich gern sagen: was für eine Metapher der Übereinkunft von Leben und Literatur, Sein und Sprache, Materialität und Metaphysik. Aber je länger ich darüber nachdenke, desto unmetaphorischer, unlyrischer, ja geradezu zwingend stofflich kommt es mir vor.

Denn mit Karl Krolow, so wie ich ihn kannte, war keine Stunde denkbar, ohne dass sie sich in Poesie verwandelt hätte, in eine andere, neue, eigene Ordnung, in der erst zu einem Sinn sich fügt, was andernfalls blind bleibt. Metaphern sind Schnittstellen einander ausschließender Realitäten, die erst im Vergleich das Verborgene zum Vorschein bringen. Aber dieser Schreibende Akt im Augenblick des Verschwindens, von dem alles handelt, was Krolow schrieb, war so unbedeutend und konstitutionell, dass er auch kein Zufall sein konnte. Man könnte es mit Kafka sagen: „Ich habe kein literarisches Interesse, sondern bestehe aus Literatur, ich bin nichts anderes und kann nichts anderes sein.“ Diese unlesbar bleibende Serviette, sollte es sie denn tatsächlich noch geben, ist also kein Orakel, kein Rebus und kein Symbol, sondern ein letzter notwendiger Ausdruck, eine bleibende Spur.

Eine Spur des Erinnerns kann auch eine Skulptur sein, die das Wesen Krolows einfängt, wie sie der Darmstädter Bildhauer Thomas Duttenhoefer geschaffen hat. Man sieht sie, oder besser: man trifft sie, wenn man über die Rosenhöhe läuft, an Krolows altem Haus vorbei, dessen Garten von seiner Frau Luise stets kunstvoll arrangiert war. Da steht er dann wie vom Himmel gefallen im Schnittpunkt eines sich gabelnden Weges und kämpft mit dem Wind, den leichten, fast schon fliegenden Körper im weiten Bogen nach vorn geneigt, um nicht wie ein loses Blatt davonzuschweben wie Ariel, der Luftgeist: „Auf irgendwas ein Gedicht / wie wenig, denkst man / und turnt den Handstand im Wind / aus anderer Richtung“.

Doch bei aller Grazilität und dauernden Verletzlichkeit der Person habe ich nur wenige Dichter kennengelernt, die so nüchtern und kühl in die kalte Welt geblickt haben und so fern aller gefühligen Betroffenheitsstimmung deren Erscheinungen als Ausdruck einer Krankheit verstanden wie er. Es mag sein, dass der Romanist Krolow, der Apollinaire liebte, Lautréamont und Mallarmé, Valéry und Eluard, hier auch einer Tradition hinterherschrieb – der der Entsagung und radikalen Introjektion. Mehr noch aber war diese Klarheit im Blick, dieses Es-an-schauen-Können (das Böse, Schwere, Aporetische), die intellektuelle und eben auch literarische Antwort auf seine physische Schwäche und Hinfälligkeit. Alfred Adler hätte es Überkompensation genannt, ich nenne es poetische Initiation – von dem seltsamen Glück ganz zu schweigen, dass er in sehr frühen Jahren für den Wehrdienst ausgemustert wurde, weil er „zu leicht“ war, und dem Krieg so entging. Er konnte staunen wie ein Kind, wenn es auf einmal zu regnen begann und wir draußen saßen mit ein paar Büchern in der Hand. Daneben der tiefe Ernst seines Wesens und die literarische Unbestechlichkeit, Verse wie: „Narziß ist totgesagt. Ich lebe / von langen Blicken auf mich selbst gerichtet / während drei Kriege draußen / – und jeder für sich – / passieren, innen und außen“.

Es ist hier nicht der Platz, auf die vielen poetologischen Brüche und Metamorphosen einzugehen, die dieses große lyrische Werk ein halbes Jahrhundert lang entfaltet hat, vom elegischen Langvers der fünfziger Jahre in Fortschrei-

bung der naturmagischen Dichtung eines Wilhelm Lehmann oder Oskar Loerke zum Alltags- und Gelegenheitsgedicht im Tonfall einer später trendy gewordenen Beiläufigkeit in den Sechzigern und wieder zurück zur Lakonik und zur metrisch gebundenen Form in den achtziger und neunziger Jahren. Ein Thema aber blieb: das lange, einsame Gehen, die Vergeblichkeit, der Abschied und das Verschwinden in nichts. Darin war keine Lust am negativen Leben, die auch kokett werden kann, sondern das große Nein der Utopie und der Vorstellung vom anderen Sein – Haltung also und ein im Widerspruch zu sich selbst kommender Geist.

Das war es auch, was bei mir als jungem Mann einschlug wie ein Ereignis in der Natur. Ich war gerade als Praktikant beim Aufbau Verlag Berlin-Ost, der ein paar Jahre später meinen ersten Gedichtband herausbringen sollte, durchdrungen vom Existentialismus, vom Surrealismus, von der New Yorker Schule um Frank O'Hara, und las mich durch die saisonale Angebotsware der literarischen Bundesrepublik, um dem Lektorat Empfehlungen zu geben. Und da hatte ich es in der Hand: „Schönen Dank und vorüber“, Gedichte von Karl Krolow, Suhrkamp Verlag 1984. Allein der Titel traf ins Schwarze meiner Hoffnungslosigkeit. Ich schlug das Buch auf und war gleich zu Hause. Geschenk, dass ich damals beim Aufbau Verlag nichts dafür tun konnte, diesen Dichter einem Publikum in der DDR vorzustellen. Dafür gelang es mir später im Leipziger Reclam Verlag, zu Krolows 75. Geburtstag: „Wenn die Schwermut Fortschritte macht“, Gedichte, Prosa, Essays. Der erst kürzlich verstorbene Roland Opitz, seinerzeit Verlagschef bei Reclam, setzte sich dafür ein, dass ich erstens eine Reihe bundesdeutscher Lyriker edieren konnte und dass ich zweitens (ich hielt die Luft an und wartete auf einen Brief aus Berlin) während der Vorbereitung des Buchs zu Krolow nach Darmstadt reisen durfte, in den Westen, als das Land für mich noch verschlossen wie ein Steinsarg war.

Vorher aber schrieb er uns, und Krolow antwortete auf alle Briefe immer sofort und in Handschrift. Mein erster Gedichtband bei Aufbau war in der „Neuen Deutschen Literatur“, Zeitschrift des Schriftstellerverbandes der DDR, gerade heftig verlesen worden – im Auftrag der Stasi, wie ich später erfuhr –, und das hieß schon: mit uns nicht, Genosse, das als auch schon in Krolows Schreibatelier auf Park Rosenhöhe saß, ausgerüstet mit geborgtem Mikro und Aufnahmegerät. Keine Allüren, keine Besserwisserei, kein: Wer bist du, und wer bin ich. Stattdessen Konzentration, Leidenschaftlichkeit und Verständnis auch für meine Lage als noch sehr junger, schüchterner Autor.

Diese Geschichte holt mich in diesen Tagen ein, da Krolows Geburtstag sich zum hundertsten Mal jährt, und ich muss sie, um sie erzählen zu können, jetzt beenden. Wie nur wenige hat Krolow die bundesrepublikanische Gegenwart von den Nachkriegsjahren bis zum Jahrtausendwechsel poetisch – und damit immer auch kritisch – begleitet. Lyrik als Wissen vom Unbewussten gibt der sozialen Welt, in der sie entsteht, unendlich viel mehr zurück, als sie – wen auch immer – kostet. Gewiss ist auch bei Krolow nicht alles Gold, was glänzt; unmöglich bei einem editorischen Volumen dieser Größe, von dem heute allerdings nur wenig noch verfügbar ist. Das liegt bestimmt nicht an seiner Poesie, sondern an der Geschwindigkeit, mit der wir produzieren und werfen, erinnern und vergessen im fast selben Moment. Was er wohl dazu zu sagen gehabt hätte?

Der Schriftsteller und Lyriker Kurt Drawert, geboren 1956 in Hennigsdorf, veröffentlichte zuletzt „Spiegelland – Roman. Prosa. Material“ sowie „Jdylke rückwärts – Gedichte aus drei Jahrzehnten“.

## Ausruhen geht anders

Grobe Güte: Zum sechzigsten Geburtstag des Filmschauspielers Gary Sinise

Wenn einer in Film und Fernsehen gern Leute spielt, die das, was sie sind und tun, nicht besonders freut, ist er dann ein Sadist, der sich an den Leiden der Figuren weidet, die sein Talent gestalten darf, oder ein Masochist, der sich mit diesen Leuten strapaziös identifiziert?

Gary Sinise hat in seinem Darstellereleben unter anderem als zorniger Kriegsveteran mit Leichenbittermiene das Vietnamkriegstrauma der Vereinigten Staaten in seinem Körper ausgetragen (1994 in „Forrest Gump“), als Anführer eines Weltrettungskommandos drei nette Männer in den Tod geschickt, die er vor dem entscheidenden Gefecht im Stich lassen muss (1994 in „The Stand“), und als Dünghaarpückerträger den pazifischen Teil des Zweiten Weltkriegs per Atombombenangriff auf Japan beendet („Truman“ 1995).

In jedem Fach, das weh tut, kennen sich seine Rollen aus – vom frappanten Verlust der eigenen Persönlichkeit (2001 in „Impostor“) bis zur kompliziertesten Himmelsmechanik (1995 in „Apollo 13“ oder 2000 in „Mission to Mars“). Dass er für „CSI: Miami“ und „CSI: NY“ schließ-



Gary Sinise, hier in „Truman“ Foto Impress

lich im Serienfernsehen und bei der Verbrechensbekämpfung heimisch werden musste, also in zwei Aufgabenbereichen, die davon leben, dass sie auf keinen Abschluss, keinen endgültigen Sieg hinauswollen, sondern Leute fordern, die sich mit Fleiß, Demut, Sorgfalt, Gottvertrau-

en und Geduld immer wieder neu von immer denselben Sorgen zur Sau machen lassen, kann man nur folgerichtig finden.

Sadist oder Masochist also, Menschenfeind oder Gefäß des Mitgefühls? Der Schlüssel zur Entscheidung über diese Frage ist eine mimische Besonderheit, die Gary Sinise in die lange fortlaufende Kette der anstrengenden Porträts heimge-suchter Seelen einbaut wie ein Dichter ausschweifend weitläufiger Sätze wohlgesetzte Kommata in seine Konstrukte: ein Lächeln, leicht schief, ein bisschen traurig, ein bisschen grimmig, das die Gestalten, die Sinise verkörpert, immer dann zeigen, wenn wir von ihnen glauben sollen, dass sie sich gerade für unbeobachtet halten. Es teilt mit: Tja, Leute, ihr seht, der Typ hat's schwer, aber seid ehrlich, ihr könnt ihn leiden, weil ihr's normalerweise auch schwer habt – nur jetzt gerade nicht, denn im Moment könnt ihr euren Krampf kurz vergessen und stattdessen meine Schauspielerei genießen. Er ist also weder Sadist noch Masochist, dieser Gary Sinise, sondern Fachmann für das im Größten versteckte Feine. Heute wird er sechzig Jahre alt. DIETMAR DATH

Wir nehmen Abschied von unserem langjährigen Mitarbeiter

### Herrn Dr. Herbert Dichtelmüller

der am 5. März 2015 verstorben ist.

Herr Dr. Dichtelmüller war bis zu seinem Ruhestand über 30 Jahre lang als Leiter der Abteilung Virusvalidierung in unserem Hause tätig und ein weltweit anerkannter Experte auf seinem Gebiet. Er war eine außerordentliche Persönlichkeit und hatte sich die uneingeschränkte Achtung und Anerkennung seiner Vorgesetzten, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erworben.

Wir trauern um einen liebenswerten Menschen und geschätzten Kollegen, den wir in guter und dankbarer Erinnerung behalten werden.

Unser tiefes Mitgefühl gilt seiner Familie.

**Biotest AG**  
Vorstand  
Betriebsrat und Belegschaft  
Dreieich